

# Der Halbartenfund in Stansstad

Autor(en): **Schneider, Hugo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Beiträge zur Geschichte Nidwaldens**

Band (Jahr): **37 (1978)**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-698611>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Halbartenfund in Stansstad

Halbarten waren bekanntlich im 14., 15. und 16. Jahrhundert die Hauptwaffe der eidgenössischen Krieger. Während wir noch über reichliche Bestände des 16. Jahrhunderts aus den ehemaligen Zeughäusern verfügen, sind wir mit Originalen aus der Frühzeit bescheiden versehen. Was davon in öffentlichen Sammlungen in Bern, Luzern und Zürich liegt,<sup>1</sup> kommt praktisch alles aus dem Boden. Auch das vorliegende Stück rührt von einer archäologischen Untersuchung her.

**Beschreibung:** Einseitig geschliffenes Beil, in starke, vierkantige Stossklinge auslaufend. Auf der Rückseite zwei runde, angeschweisste Tüllen; das Beil dazwischen in eine Schneide ausgeschmiedet. Unten vorn und hinten angeschweisste Stangenfedern; die vordere unten um einige Zentimeter verkürzt. Die Schneide aus härterem Stahl mit dem Beil feuerverschweisst. Reste des ehemaligen Schaftes, leider wegen zu später Konservierung geschrumpft, noch erhalten. Ein Blechband, teilweise ausgebrochen, sekundär um die Schaftfedern gewunden und ehemals mit Nägeln am Schaft festgemacht, sollte die Fixation des Schaftes in den Tüllen erhöhen. Auf der linken Beilseite drei Mal die gleiche Meistermarke mit einer Punze ins Gesenk geschlagen (Abb. 1).

**Masse:** Gesamtlänge 63,3 cm; Beillänge 45,5 cm; untere Tüllenlänge 8,3 cm; obere Tüllenlänge 6,7 cm.

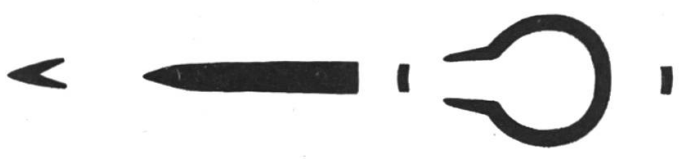
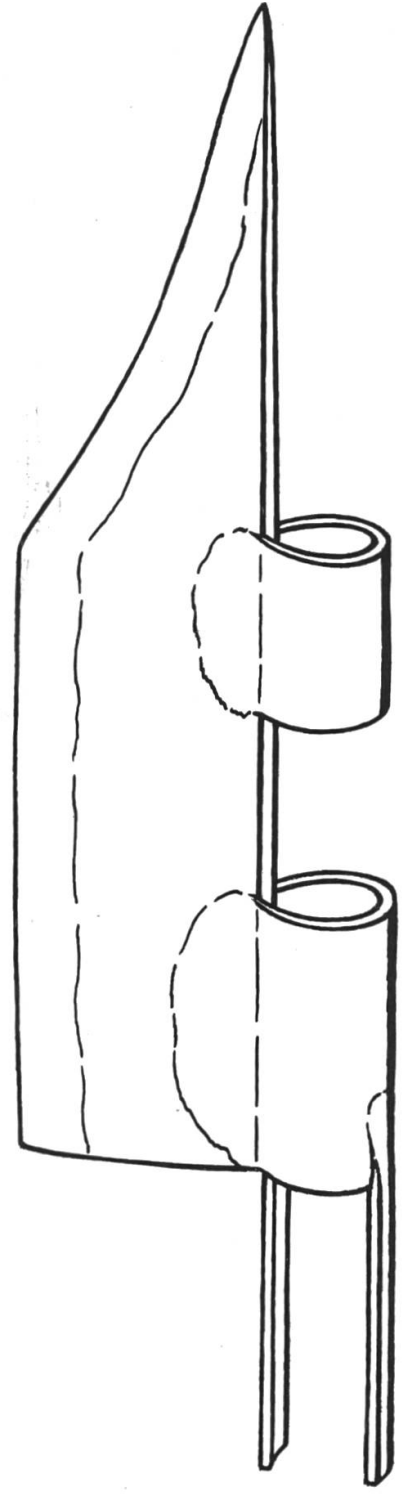
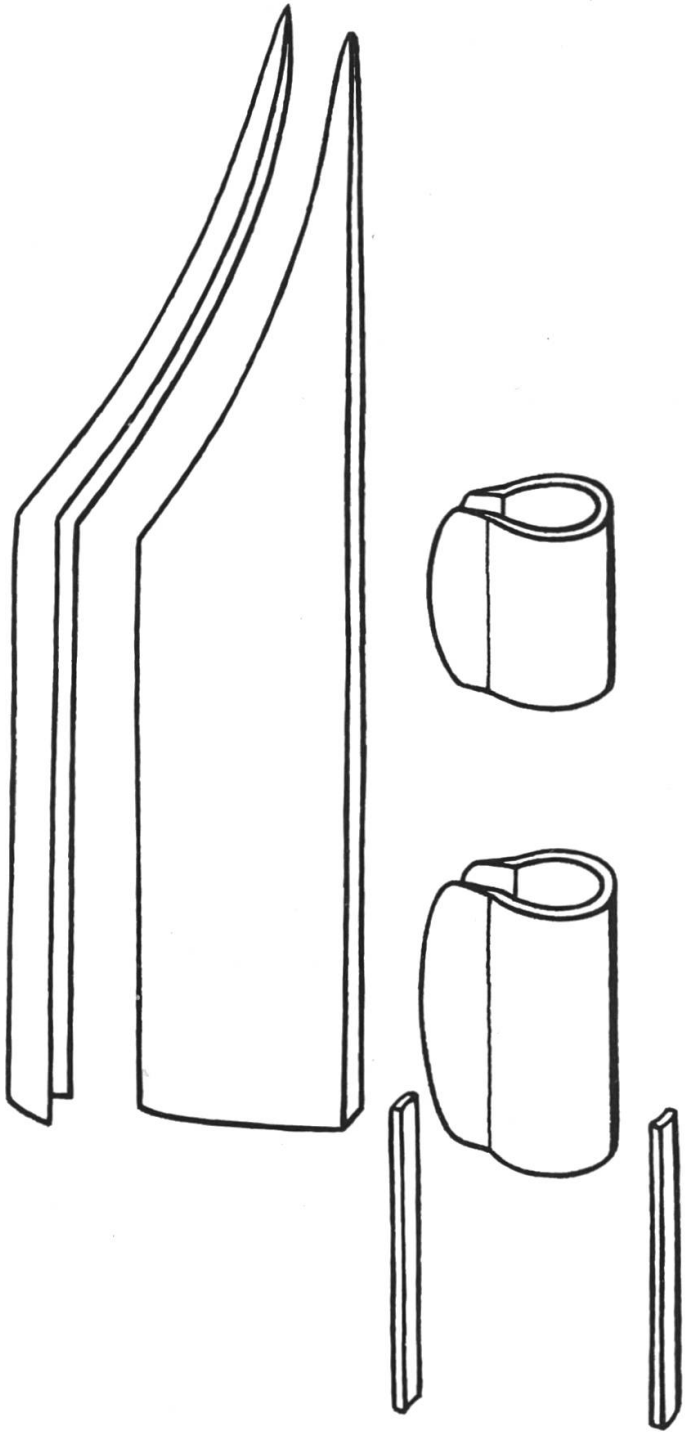
**Fabrikation:** Technische Untersuchungen an Halbarten haben ergeben, dass die Fabrikation keine einfache Sache war, sondern vom Schmied eine grosse Erfahrung verlangte.<sup>2</sup> So können wir auch bei dieser Halbarte feststellen, dass sie mindestens aus sechs Einzelstücken zusammengesetzt wurde: das eigentliche Blatt, die angestahlte Schneide, die bis zur Stossklingenspitze verläuft, die beiden angeschweissten, rückwärtigen Tüllen und die beiden Stangenfedern<sup>3</sup> (Abb. 2). Dieses Zu-

<sup>1</sup> R. Wegeli, Inventar der Waffensammlung des Bernischen Historischen Museums in Bern, III Stangenwaffen, Bern 1939, S. 49/50.

<sup>2</sup> H. Schneider, Zur Fabrikation der Halbarte, Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 11, Basel 1959, S. 60.

<sup>3</sup> Siehe Abbildung 2.





sammenfügen war einerseits aus praktischen, andererseits aus waffentechnischen Gründen notwendig. Es war leichter, die einzelnen Stücke herzustellen und hernach zu einem Ganzen zu vereinigen, als aus einem Stück Eisenblech die endgültige Form herauszuschmieden. Andererseits musste die Schneide klingelhart sein, sollte man damit einen gegnerischen Helm oder ein Ringpanzerhemd durchschlagen können. Das gleiche galt auch für die Stossklinge, denn ein Abbiegen beim Stoss musste unbedingt vermieden werden. Hätte man das gesamte Beil gleichmässig hart geschmiedet, so wäre die Waffe beim ersten wuchtigen Streich zersplittert. Man durfte also nur die im Kampf besonders beanspruchten Teile stählen, der übrige Bereich musste «weich» bleiben. Dieses Verschweissen verschieden harter Eisenteile ohne massgebende Veränderung der kristallinen Struktur verlangte grosse Erfahrung und Schmiedetradition. Auf Grund von Untersuchungen an einem ähnlichen Stück aus der nämlichen Zeit<sup>4</sup> müssen wir annehmen, die Schneide sei in der ganzen Länge bis zur Spitze rittlings auf das Beil aufgesetzt (Abb. 2). Auf Grund der differenzierten Verrostung, das Stück lag während Jahrhunderten im Wasser und der stahlharte Teil wurde weniger angegriffen, lässt sich dies auch schon bei genauer Betrachtung der Oberfläche feststellen.

**Fabrikationsort:** Der Fundort allein ist natürlich nicht aussage- und beweiskräftig genug, die Waffe sei in der Inner-schweiz entstanden. Gessler geht dem Begriff Halbarte in einer umfassenden Arbeit nach<sup>5</sup> und kommt zum Schluss, dass sie im frühen Mittelalter ausserhalb der Alten Eidgenossenschaft eine unbekannte Waffe gewesen sei. Dies allein würde schon darauf hinweisen, dass dieses Kampfinstrument in unseren Gemarkungen, wenn auch nicht erfunden, so doch zur Hauptkampfwaffe der Eidgenossen entwickelt worden ist. So berichtet denn der Chronist Johannes von Winterthur (Vitoduranus) um 1340 «Habeant quoque Switenses in manibus quedam instrumenta occisionis gesa in vulgari illo appellata helnbartam, valde terribilia, quibus adversarios firmissime armatos quasi cum novacula diviserunt et in frusta condierunt». (Auch trugen die Schwizer gewisse Mordwaffen, Gesen, in den Händen, in ihrer Sprache Hellebarten genannt, wahrhaft furchbare Kriegswerkzeuge, mit welchen sie die wohlbewehrtesten Feinde

<sup>4</sup> Vergl. Anmerkung 2.

<sup>5</sup> E. A. Gessler, Das Aufkommen der Halbarte und ihre Entwicklung von der Frühzeit bis in das 15. Jahrhundert, *Revue internationale d'histoire militaire*, 1939/40, Nr. 3/4, S. 1.



wie mit einem Messer spalteten und in Stück hieben.<sup>6</sup> Der Hinweis ist glaubwürdig, denn Vitoduranus schrieb als Zeitgenosse und war über den Schlachtverlauf bestens informiert, da sein Vater im Gefolge Herzog Leopolds mit dabei gewesen war und die Schlacht heil überstanden und seinem Sohne sicher des mehreren darüber berichtet hat. Man wird auch in der Annahme richtig gehen, dass die Eidgenossen in der Frühzeit diese Waffen selbst hergestellt, und nicht importiert hätten, wie sie es dann im 16. Jahrhundert tätigten, als wegen der Grösse der Heere und wegen des grossen Verschleisses die eigenen Produktionsstätten nicht mehr leistungsfähig genug waren und deshalb süddeutsche Schmieden einspringen mussten. In der Frühzeit wären nur oberitalienische Werkstätten in Frage gekommen. Wir können aber diesbezüglich keine Belege anführen, und Hinweise, dass Halbarten am Südalpenfuss in Gebrauch gewesen wären, was man in diesem Fall annehmen müsste, sind ebenfalls keine vorhanden. Hingegen ist es uns in den letzten Jahren gelungen, nachzuweisen, dass zum Beispiel in der Region Steinen, also im Talkessel von Schwyz, das Schmiedehandwerk während Jahrhunderten heimisch gewesen ist und dass z. B. die Familie Schorno in früheren Jahr-

<sup>6</sup> Gessler, a. a. O., S. 17/18.

hundertern auf die Fabrikation von Halbarten spezialisiert war, und dass sich Halbarten aus ihrer Werkstatt erhalten haben.<sup>7</sup> Wir sind also der Meinung, der Fund aus Stansstad sei das Produkt einer innerschweizerischen Schmiede. Wohl besitzt die Halbarte eine Meistermarke, dreifach eingeschlagen, aber eine eindeutige Auflösung ist uns bis jetzt nicht gelungen. Es scheint sich beim Zeichen um ein Kleeblatt zu handeln. Während Edelmetall und Zinngegenstände erst im Spätmittelalter mit Meisterzeichen versehen wurden, lassen sich diese schon viel früher auf Waffen nachweisen. Ihre Auflösung ist jedoch ausserordentlich schwierig, weil nicht für alle Regionen Wappenbücher existieren, und vielfach an Waffen angebrachte Wappen nicht den entsprechenden Familien zugewiesen werden können, oder weil die archivalischen Grundlagen dermassen spärlich sind, dass ein Hinweis auf einen Waffenschmied in der betreffenden Sippe nicht gefunden werden kann.<sup>8</sup> So fehlen gerade für Nid- und Obwalden entsprechende Wappengrundlagen. Auch im Bereich von Luzern und Uri konnten keine analogen Zeichen gefunden werden. Lediglich für den Kanton Schwyz lassen sich zwei Familien nachweisen, welche ein einfaches Kleeblatt in ihrem Wappen führen. Es handelt sich um die Familie Kennel aus dem Artherviertel und die ausgestorbene Familie Amfeld aus dem Steinerviertel. Beide Sippen lassen sich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen<sup>9</sup> (Abb. 3).

**Datierung:** Zur Datierung liefern uns die Halbartenform und die Art der Meistermarke Hinweise. Gessler hat in überzeugender Weise die Entwicklung der Halbarte für die Frühzeit nachgewiesen. Bosson ist ihm in den wesentlichen Zügen gefolgt.<sup>10</sup> Dementsprechend wären Halbartenbeile mit runden angeschweissten Tüllen ins 13. und 14. Jahrhundert zu datieren. Breitet man die in der Schweiz noch vorhandenen Originale dieser Zeit nebeneinander aus,<sup>11</sup> so zeigt sich auch innerhalb

<sup>7</sup> H. Schneider, Schweizer Waffenschmiede vom 15. bis 20. Jahrhundert, Zürich 1976, S. 244.

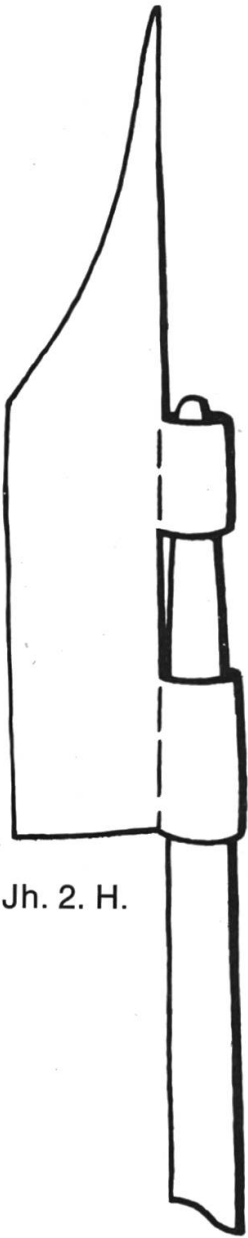
<sup>8</sup> Es sind uns aus der Frühzeit 9 Halbarten mit verschiedenen Marken, alle bis jetzt ungelöst, bekannt.

<sup>9</sup> M. Styger, Wappenbuch des Kantons Schwyz, Genf 1936, S. 42 (Kennel seit 1354) und S. 94 (Amfeld seit 1314!).

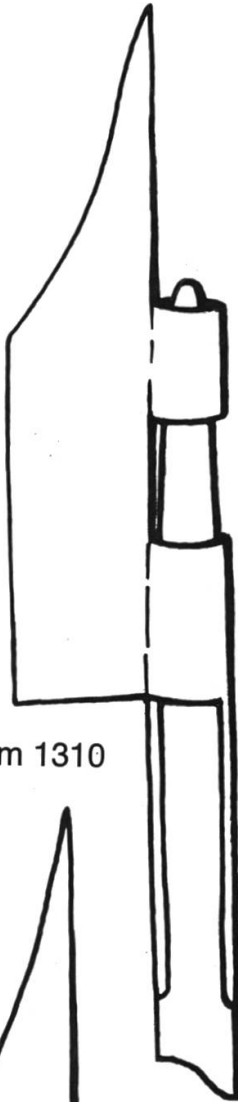
<sup>10</sup> C. Bosson, La hallebarde, Genava, NS 3, Genf 1955, S. 147 und C. Butiin, La hallebarde, Bulletin, Société des amis du musée de l'armée, No. 48, mai 1938, p. 152.

<sup>11</sup> Vergl. auch J. Boissonnas, Alte Waffen aus der Schweiz, (Sammlung Charles Boissonnas), Genf 1915.

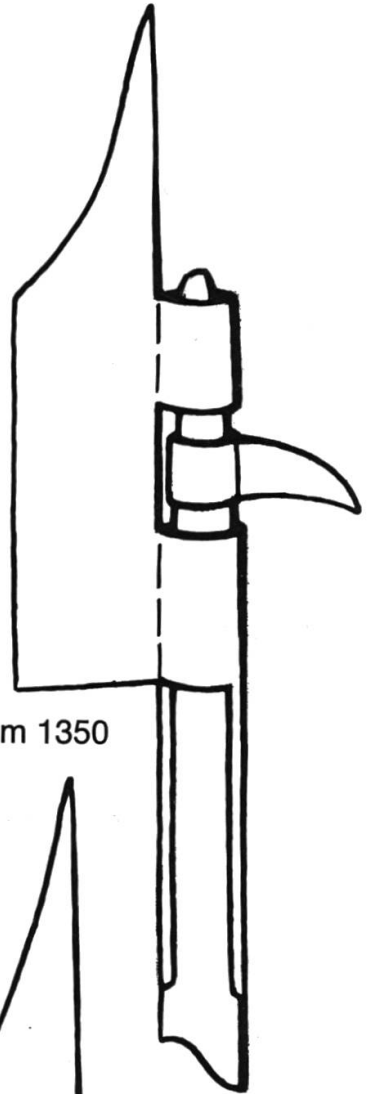




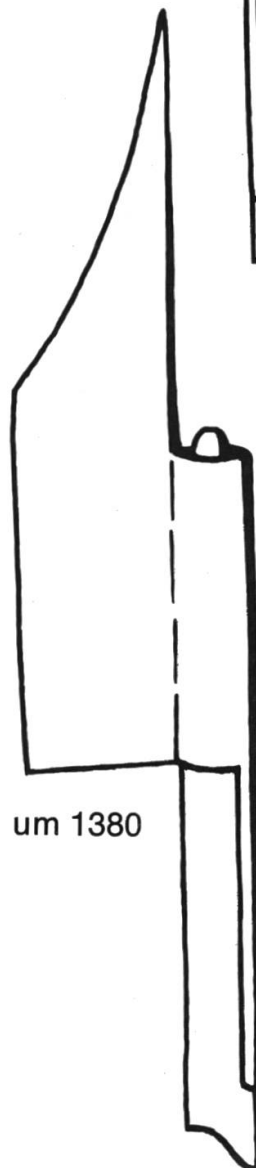
13. Jh. 2. H.



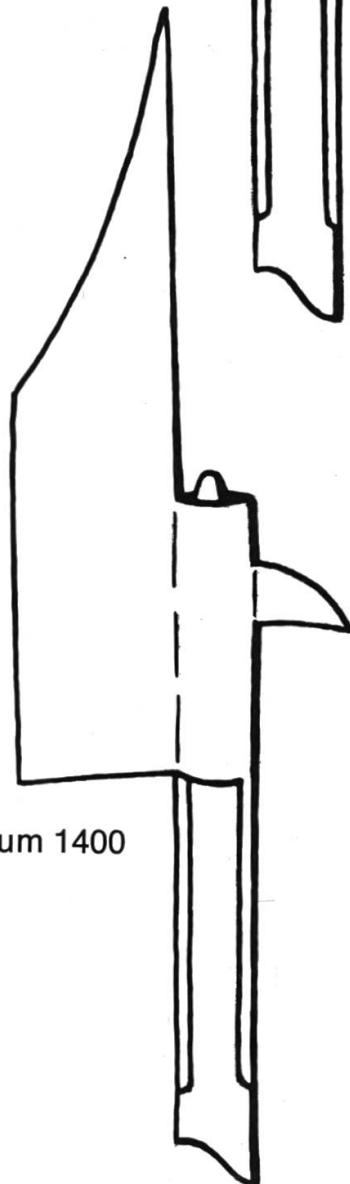
um 1310



um 1350



um 1380



um 1400



dieses Zeitraumes eine waffentechnische Entwicklung. Das Blatt wird kürzer und gedrungener, die Tüllen werden länger. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entwickelt sich ausserdem der rückwärtige Dorn, der in die knappe Lücke zwischen den Tüllen eingefügt wird (Abb. 4). Er diente nicht, wie allgemein angenommen wird, zum Niederreißen der Ritter vom Pferd, sondern vielmehr verhalf er dazu, den im Aufkommen befindlichen Plattenharnisch zu durchschlagen. Wiederum haben praktische Versuche ergeben, dass gewölbte Harnischplatten mit dem Beil nicht ohne weiteres zu zertrümmern waren, vor allem wenn man bedenkt, dass der Gegner ja nicht stillstand, sondern sich ebenfalls in Bewegung befand. Um 1400 trat der Zusammenschluss der beiden Tüllen ein, der rückwärtige Haken wurde direkt angeschweisst und die Spitze speziell gestählt. Bei dieser Gelegenheit wechselten auch langsam die Schafffedern von der Vor- und Rückseite auf beide Aussen-seiten.

Nachdem also die vorliegende Halbarte noch die eigentliche «Urform» besitzt, dürfen wir annehmen, das Stück sei in die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert, allenfalls vor 1325 zu datieren.

Auf diesen Zeitraum weist auch die Meistermarke, welche die klassische Schildform des beginnenden 14. Jahrhunderts zeigt. Warum derselbe Schlag drei Mal ins Gesenk getrieben wurde ist noch unklar. Einige andere Beile derselben Zeit zeigen die gleiche Anordnung.<sup>12</sup> Vielleicht handelt es sich um die typische Markierung einer bestimmten Region.<sup>13</sup>

<sup>12</sup> Vergl. E. A. Gessler, a. a. O. S. 9, zweite Halbarte von links und R. Wegeli, a. a. O. S. 35, Nr. 1342.

<sup>13</sup> Konservierung, Photos und Zeichnungen (P. Kneuss) Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.